IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

twittern, posten, simsen
Zum Funktionswandel des Dialogs

Dietrich Krusche

Zusammenfassung

Die Geschichte der elektronischen Medien ist noch nicht lang. Trotzdem lassen sich, was den privaten (‚persönlichen') Austausch angeht, Veränderungen in den Vorlieben der Nutzer feststellen. Bemerkenswert ist, wie erfolgreich sich die schriftliche Verständigung behauptet (die ältere E-Mail, das neuere SMS-Format), allen Fortschritten im mobilen Telefonieren und der kombinierten Bild-und-Ton-Übermittlung zum Trotz. Unübersehbar und schwerer einzuordnen ist ein anderer Trend: die rasche Zunahme der einzelnen Kommunikationsakte und die Vermehrung der Dialogpartnerschaften. Ein Dialog-Hunger scheint ausgebrochen zu sein. Dafür, dass dieser sich äußern kann, sorgen die online communities wie myspace, facebook, twitter, youtube, usf. Die Frage aber, die damit nicht beantwortet ist: ob der Hunger innerhalb der bereitgestellten Dialog*formate* auch gestillt wird. Will man sie bearbeiten, sieht man sich auf eine allgemeinere Frage zurückverwiesen: Wie verändert sich der Dialog, wenn er sich von der Gesprächssituation *face to face* in ein virtuelles Medium verschiebt? Anders ausgedrückt: Was verändert sich, wenn die leibliche Evidenz der *Gegenseitigkeit* in die virtuelle Gegenseitigkeit elektronischer Medien überführt wird und wenn – wie beim SMS-Format – auch die Gemeinsamkeit der Dialog*zeit* aufgehoben ist. Der Titel dieses Aufsatzes könnte daher auch heißen: „Dialog in Zeiten des *cyberspace*".
Auf ein Sprachproblem sei vorab hingewiesen. Offenbar entsteht beim Sprechen über das Internet eine neue Welt-Fach-Sprache. Ist sie, und wenn ja, wie weit, in die einzelnen Kultursprachen zu integrieren? Im folgenden Text bin ich nicht einheitlich verfahren: Bald habe ich die anglo-amerikanischen Ausdrücke *markiert*, bald habe ich sie als Bestandteile des Deutschen behandelt.

Schlüsselwörter
Elektronische Medien, Kommunikationsakte, Dialogpartnerschaften, Dialogzeit, cyberspace

Abstract

Though the history of electronic media is not very long some changes in the preferences of the users concerning the private communications can be observed. Remarkable is, how successfully the written communication holds its grounds (the older e-mail, the newer sms-format), and this in spite of all the progress in mobile phoning and the combined audio-visual transmission. Less discernible and more difficult to define is an other trend: the fast growth of the single communication acts and the multiplication of the partnerships in dialog. A kind of hunger for dialog seems to have developed. The possibilities to express oneself are provided by online communities like myspace, facebook, twitter, youtube etc. But this does not answer the question, wether the hunger is also being stilled within the frameworks offered. If one tries to answer it, one has to go back to a question somewhat more general: How does the dialog change, when being transfered from the situation *face to face* into a virtuel medium? To put it differently: What changes take place, when the physical evidence of mutuality is being transfered into the virtual mutuality of electronic media and when – like in the sms-format – even the common dialog-time is being suspended? The title of this article therefore could also be: "Dialog in the Times of Cyberspace".

A problem in the use of language should be mentioned ahead. Apparently in talking about 'internet' a new special language with global validity is emerging. Can it be integrated – and if, to what degree – into the single cultural languages? In the following text I did not act uniformly: Sometimes I have marked the anglo-american terms, sometimes I have treated them as parts of the German language.

Keywords:
Electronic Media, Communication Acts, Partnerships in Dialog, Dialog-Time, Cyberspace

1 Wandel?

Der technische Fortschritt hat neue Formen der Nachrichtenübermittlung hervorgebracht, die sich weltweit verbreitet haben. Zwischenmenschliche Verständigung organisiert sich neu. Dabei kommen die Veränderungen auf zweierlei Weise zustande. Zum einen durch die technischen Veränderungen selbst, unter denen die Partner miteinander dialogisieren. Das betrifft alle Kanäle der Kommunikation: den schriftlichen, mündlichen (akustischen), die Übermittlung von Bildsequenzen, in denen die Partner, während sie sprechen, einander auch in ihrer Mimik und Gestik sehen können. Die Voraussetzung dafür, die inzwischen gegeben ist: die Anschließbarkeit aller Apparate der Fern-Kommunikation untereinander, zumal derer mit Zugang zum Internet. Der zweite Faktor, der den dialogischen Austausch neu formiert, ist sozialer Art und beruht auf Entwicklungen, die zu neuen Gewohnheiten im Alltag führen. Das Geschäftsmodell mit dem Angebot, Mitglied in einer *online community* (einem *social network*) zu werden, war ein weltweiter Erfolg: Community-Namen: *facebook*, *netlog*, *wer kennt wen*, *twitter*, *Linkedin*, *XING*, *MYSpace*, *Flickr*, *Pinterest*. Was die Mitglieder angeht, ist *facebook* mit rund 1,2 Milliarden aktiven Teilnehmern führend (Wikipedia, Stichwort *facebook*, Stand 17. 10. 2014, Zahlen: 2. Quartal 2014). Zugleich hat sich eine Gewohnheit durchgesetzt, die den Alltag folgenreich verändert: die ständige Erreichbarkeit über das *mobile phone*. Die Gefahr, den Gesprächspart *hier und jetzt* durch einen Anruf von *anderswo* jederzeit verlieren zu können, bedroht beide, *dich* und *mich*.

Dass das Medium den Inhalt des Dialogs und das Verhältnis der Dialogpartner prägt, war seit eh und je so. Ich sage in einem Brief anderes und sage es anders, als ich es in einem Gespräch Aug in Aug sagen würde. Das gilt für das Telefonieren, erst recht für das mobile Telefonieren, für das Senden einer E-Mail und, wenn man die Teilnahme an einem Netzwerk als eigene Variante des Kommunizierens begreift, für das *twittern*, *posten*, *simsen*.

Sich bei einer online community, sagen wir bei *facebook,* anzumelden, ist ganz einfach, man braucht dafür nichts herzugeben, jedenfalls kein Geld, eine E-Mail-Adresse und ein, sei es auch nur fingierter, Name sind genug. Wozu bin ich damit geworden? Zu weiter nichts als einem *user* der Plattform, in der ich jetzt meine eigene *page* habe. Aber das Geschäftsmodell lebt von der Suggestion, dass die schiere Zugehörigkeit zu facebook eine weltumspannende Gemeinschaft stiftet. Mark Zuckerberg, der Begründer der Firma, hat den 25. Jahrestags des Falls der Berliner Mauer genutzt, um die Welt wissen zu lassen, was es damit auf sich hat: „Lasst uns weiterarbeiten, sodass eines Tages jeder mit jedem verbunden ist, sodass es keine Mauern mehr gibt, die uns trennen" (zitiert nach „Die Schweigespirale" von Johannes Boie, *Süddeutsche Zeitung* vom 6. 10. 14, S. 9). Zuckerbergs Kalkül ist aufgegangen. Der Gewinn, den sein Unternehmen einfährt, ist der Gegenwert dessen, was die *user*/Freunde von facebook von sich preisgeben. Die Frage, was hinter dem Bedürfnis steckt, möglichst viele Gesprächspartner zu haben, muss vorläufig offenbleiben. Was dagegen gut belegbar ist, sind bestimmte Wirkungen der Netz-Kommunikation, die bei anderen Medien nicht möglich waren. Zwei davon

sollen – am Beispiel eines Einzelfalls – angedeutet sein: die systemisch bedingte *Stereotypie* der Beiträge und die Schwarm-/Sturmereignisse, die ausgelöst werden können, wenn *Individualität* und *massenhafte Einförmigkeit* aufeinanderprallen.

In dem angeführten Artikel der SZ wird der Algorithmus beschrieben, durch den die Pseudo-Harmonie hergestellt wird: „Postet ein Nutzer im Netz einen Beitrag, zum Beispiel auf Facebook, sind die Reaktionen derjenigen Menschen, die diesen Beitrag (zuerst, D. K.) sehen können, maßgeblich dafür, wie weit der Beitrag sich verbreitet (...), vor allem deshalb, weil Facebooks Algorithmus Beiträge sofort abstraft, die nur wenig Interesse hervorrufen. Das Programm, das über die Verbreitung von Inhalten bestimmt, registriert im Detail, wie beliebt Beiträge sind. Und Liebe, oder Zuneigung, ist das, was man auf Facebook am einfachsten loswird. ‚Like' kann man klicken, ‚Dislike' aber nicht".

Das folgende Beispiel zeigt, dass das Bedürfnis nach ‚Harmonie' vor allem das Bedürfnis ist, mit den anderen *einer Meinung* zu sein, unabhängig von der Qualität der Gefühle, die gerade im Trend liegen.

Unter der Überschrift „Das hässliche Entlein" berichtet Claas Relotius (DER SPIEGEL 36/2014, 47) folgende Episode: Eine junge Frau, die an einer seltenen Erbkrankheit leidet, dem „neonatalen progeroiden Syndrom", das die Anlagerung von Muskelmasse und Unterhautfettgewebe verhindert und z. B. für das Gesicht des/der Kranken entsprechend deformierende Wirkung hat, entdeckt ein acht Sekunden dauerndes Video von sich selbst auf YouTube unter der Überschrift „Die hässlichste Frau der Welt". Die folgende Passage des Artikels sei wörtlich zitiert: „Als Lizzy Velasques das Video auf YouTube entdeckte, saß sie allein vor dem Computer. Sie weinte und sie rang nach Luft. Sie sah, dass das Video bereits vier Millionen Mal angeklickt worden war. Tausende Nutzer von Amerika bis Europa hatten es kommentiert. Viele schrieben, wie sehr sie sich vor Lizzie Velasques ekelten. Sie fragten, ob sie ein ‚Monster' sei oder ein ‚Außerirdischer'. Einer hinterließ die Nachricht: „‚Lizzie, tu der Welt einen Gefallen, und setz dir eine Pistole an den Kopf.'" Diese junge Frau hat sich, getragen von dem Beistand ihrer Familie, nicht unterkriegen lassen, hat einen Hochschulabschluss gemacht, zwei Selbsthilfebücher geschrieben, tritt in Talkshows auf und plant einen Dokumentarfilm zum Thema Mobbing. Ein Video eines Auftritts von ihr, in dem sie öffentlich über ihren „Umgang mit Beleidigungen" spricht, gelangte wiederum ins Internet. Und jetzt war die Reaktion umgekehrt! Mehr als sechs Millionen, wie der SPIEGEL-Autor hervorhebt, also zwei Millionen mehr als bei dem ersten Netz-Ereignis, klickten dieses Video an. Der Tenor jetzt: Man bewunderte ihren „Mut" – und ein Nutzer bemerkte sogar, „was für hübsches Haar" sie doch habe. Die Unterüberschrift des Artikels: „Wie ein Mädchen im Internet erst vernichtet und dann gerettet (?, D. K.) wurde."

Lassen wir die Deutung des Geschehens durch den SPIEGEL-Autor beiseite. Das, was hier abgelaufen ist, kann nur mit dem Wort benannt werden, das mit dieser Art von Medien-Ereignis in die Welt gekommen ist: *shit-storm*. Zwei shit-storms rasen durch diese Geschichte. Die emotionalen Inhalte lassen sich leicht charakterisieren, zum einen: Häme, Abscheu, Ekel, Hass, Angst usf., zum anderen: Trost, Ermutigung, Bewunderung usf. Die Emotionen des zweiten sind so unangenehm wie peinlich. Wie fühlt der ‚Trost', die ‚Ermunterung', ‚Bewunderung' eines Netz-Sturms sich an, der nichts anderes ist als der Widerruf eines früheren?

2 Der *star-follower*-Dialog im Internet

Beginnen wir mit einer Beziehungskonstellation, die uralt ist, und versuchen herauszufinden, wie sie sich durch das Medium Internet verändert: ich meine die Unsymmetrie zwischen einem/einer herausgehobenen Einzelnen und der großen Zahl derer, die auf ihn/sie reagieren.

Früher war das ‚der Held/die Heroine‘, neuerdings ist es der *star*, um den sich die *fans* oder *follower* gruppieren. Diese Konstellation gibt es schon, solange es Öffentlichkeit gibt. Aber noch vor rund zwei Jahrzehnten war der Star weit weg, irgendwo *da oben*. Das Verhältnis der Bewunderer/Verehrer zu ihm/ihr war ein ich-er/sie-Verhältnis. Mit dem Aufkommen der virtuellen Medien ist es – scheinbar – dialogisch geworden. Die online communities haben den medialen Rahmen dafür geliefert, dass sich auch hier ein *ich-du*-Bezug bilden kann, freilich nur innerhalb einer standardisierten Taktung und eines dazu passenden semantischen Codes, dessen Rahmen durch eine bestimmte Zeichenzahl begrenzt ist. Die Unsymmetrie ist geblieben, aber etwas, das bisher weitgehend sprachlos war, kommt jetzt massenhaft in Sprache.

Beim Auftreten der Beatles haben junge Mädchen gekreischt und sind kollektiv in Ohnmacht gefallen, bei den Auftritten z. B. von Mick Jagger mit den Rolling Stones flogen beim Schlussapplaus Büstenhalter und feuchte Schlüpfer auf die Bühne, und natürlich gab es Nachspiele in Hinter- und Schlafzimmern. Was sich da abspielte, behielt bei aller Ritualität etwas Singuläres: Die eruptive Begeisterung, die sich in Nähe-Wunsch und erotisches Begehren fortsetzte, stand unter dem Eindruck der körperlichen Gegenwart der Stars. Sie waren, wenn schon nicht in aller Öffentlichkeit anfassbar, so doch sichtbar und hörbar, jeder einzelne Fan konnte sich angeblickt, angesungen fühlen. Im virtuellen Medium wird die ekstatische Begeisterung, wenn sie denn eintritt, in der Regel ohne die leibhaftige Anwesenheit des Stars erzeugt – durch sein ‚Bild‘. Die räumliche Distanz und die Entkoppelung vom gemeinsam erlebten *großen Augenblick* scheinen kompensierbar zu sein.

Eine nicht unerhebliche Bedeutung für beide Seiten, *star* und *follower/fan*, scheint in der Zählbarkeit der Netz-Äußerungen zu liegen. Wenn Mezut Özil die Zahl seiner follower abfragt, kann er stolz sein. Mit rund 20 000 000 registrierten ‚Freunden‘ allein auf *facebook* hat er mehr Freunde als alle anderen deutschen Fußball-Nationalspieler zusammen. Dabei braucht er seinerseits gar nicht mehr zu äußern als irgendein anderes Mitglied einer *online community* auch („Heute keinen Bock auf irgendwas, sorry, Leute!“), nur dass darauf Millionen von Dialogpartnern antworten („Geht mir wie dir!“, „Find ich toll, dass jemand wie du das mal sagt!“, die Daumentaste wird gedrückt: „Like!“) Alle Antworten haben, indem sie auf der Kommunikationsmaschine Özils ankommen, einen Wert. Damit meine ich natürlich nicht den Wert dessen, *was* gesagt wird. Vermutlich nimmt jemand, der über eine so gewaltige Zahl von Netz-Freunden verfügt wie Özil, die wenigsten Rückmeldungen überhaupt zur Kenntnis. Möglicherweise stammen auch die von seiner Maschine abgesetzten *posts* gar nicht von ihm selbst. Der Wert dessen, der auf das, was immer er sagt, so viele Antworten bekommt, ist messbar. Er bildet sich in zwei Zahlen ab: der Zahl der eingetragenen Freunde, wie facebook sie registriert, und der Zahl der an ihn übermittelten posts. Die beiden Messwerte fluktuieren verschieden stark. Die Zahl der eingetragenen Freunde schwankt langsamer als die Zahl der post-Akte, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums in der *Mailbox* des Mega-Freunds eingehen. Im Falle Özils dürfte der zweite Wert in den Sekunden/Minuten/Stunden, nachdem er wieder einmal ein Tor für die deutsche Nationalmannschaft geschossen hat, nach oben schnellen. Der Apparat, auf dem die posts für den Bewunderten ankommen, wirkt wie ein Geigerzähler, der eine Strahlungsaktivität misst – nur dass die posts nicht knattern, sondern ein lautlos arbeitendes Zählwerk voranbringen.

Beide Seiten, der Star und seine Anhänger, haben ein Interesse daran, dass die Zahlen in ihren Spitzenwerten öffentlich werden. Dem Star kommt damit ein *Öffentlichkeitswert* zu, der sich, z. B. als Marktwert bei Werbeverträgen, materialisieren lässt. Was die namenlosen Freunde angeht, können sie die Größe der Gemeinde, zu der sie gehören, je nach Bedarf und Gelegenheit zur Geltung bringen. Sie können sich sonnen in der Gewissheit, ihre Vorliebe für einen Star mit so vielen Zeitgenossen zu teilen, und im Gespräch mit Dritten soziales Kapital daraus schlagen, mit ihrer Vorliebe im Trend zu sein.

3 Dialog und Selbstvergewisserung

Wenn man mit jemand anders spricht, ob *face to face* oder über ein Medium, spricht man immer über irgendwas. Darin liegt unweigerlich ein Risiko, denn dass ich und du in der *Sache*, um die es gerade geht, verschiedene Vorerfahrungen haben und daher auch verschiedene Ansichten, ist unvermeidlich. Je öfter die Worte darüber hin- und hergehen, je mehr ich meinen Standpunkt zu verdeutlichen suche, je ‚alternativloser‘ er dabei für mich wird, desto größer die Gefahr der Meinungsverschiedenheit, und je wichtiger die Sache uns beiden im Dialogverlauf wird, desto größer die Gefahr des Konflikts.

Um das Risiko des Dialogs zu vermeiden, hat Paul Grice (1913–1988, Oxford/Berkeley, California) die vier „Konversationsmaximen“ aufgestellt, die, wenn sie befolgt werden, Dissens und Konflikt verhindern – was auch Grice nicht für zwingend, aber immerhin für so wahrscheinlich hielt wie die Annahme, dass wir Menschen rational agierende Wesen sind. Die „Maximen“ sind von Kants Kategorien der reinen Vernunft abgeleitet (Quantität, Qualität, Relevanz, Modalität) und besagen: „Sprich nicht länger und nicht kürzer als nötig! Sage nur die Wahrheit! Sage nur, was zum Thema gehört! Vermeide Unklarheit, Mehrdeutigkeit, Weitschweifigkeit, Unordnung!“ („Logic and Conversation“ in: P. Cole/J. Morgan Hgg.: *Syntax and Semantics* 3, 1975, 41–58). Er hat damit die anglo-amerikanische Sprachphilosophie, zumal die Sprachpragmatik, nachhaltig beeinflusst. Wer wollte Grice nicht dankbar sein – etwa so wie wir in Europa Friedrich Schiller dankbar sind für seine „Ode an die Freude“, in der „alle Menschen“, erfasst vom „Götterfunken“ Freude, global und gleichzeitig „Brüder“ werden. Dem Bild des Menschen, das vorgibt, wie wir uns ‚richtig‘ (in diesem Fall ‚vernünftig‘) verhalten, steht das andere gegenüber, das davon ausgeht, ‚wie es nun einmal mit uns steht‘. Bertolt Brecht in seiner *Dreigroschenoper* kommt daher – ironisch gebrochen – zu einem anderen Resümee, wenn er den Mafia-Boss Peachum sagen lässt: „(...) Ein guter Mensch sein! Ja, wer wär’s nicht gern?/ Doch leider sind auf diesem Sterne eben/ Die Mittel kärglich und die Menschen roh./ Wer möchte nicht in Fried und Eintracht leben?/ Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so“ (GW 2, 1967, Stücke 2, 430f.). „Konversationen“ verlaufen – hier muss jeder mit seiner eigenen Erfahrung einspringen – nicht immer?, selten?, fast nie? vernünftig oder auch nur fair. Auch im persönlichen Dialog, ja im Gespräch zwischen Lebenspartnern, kann es um Macht gehen. Dabei ist derjenige, der harmoniebedürftiger ist, gewöhnlich der Unterlegene. Ein häufiger Fall unter Lebenspartnern: „Weil ich weiß, dass du mit mir gleich ins Bett gehen willst, werde ich jetzt recht behalten.“

Offenbar hat der Dialog noch eine andere Funktion als die des Abgleichens von Meinungen/Absichten/Überzeugungen. Um sie bestimmen zu können, müssen wir uns etwas näher darauf einlassen, was beim Dialog als spezifisch menschlicher Kommunikation vor sich geht.

Die Disziplin, die sich damit befasst, ist noch nicht alt. Ihr Name: Sprachanthropologie. Ihr Arbeitsbereich: jede Art der Kommunikation, sei sie gestisch, mimisch oder im engeren Sinne des Wortes sprachlich, im mündlich oder schriftlich vollzogenen Dialog. Für unser Thema ist ein Befund der Sprachanthropologie besonders aufschlussreich: die Bedeutung der körperlich erfahrenen Anwesenheit des Gegenübers.

Derjenige, der als erster den Dialog in seiner anthropologischen Relevanz beschrieben hat, ist Harald Weinrich. Zuerst für das Französische, dann für das Deutsche hat er einen neuen Typus von Grammatik vorgelegt, eine, die ausdrücklich als „Dialoggrammatik“ konzipiert ist. Die Basis-Konstellation menschlicher Sprachverwendung ist bei ihm die „kommunikative Dyade“ (von gr. *dyo*: ‚zwei‘) *ich* und *du*. Sie ist die Grundlage dafür, dass wir uns *gleich auf gleich* verständigen können.

Auch bei Weinrich gibt es die Begriffe ‚Sender‘ und ‚Empfänger‘, aber diese Bezeichnungen dienen nur der Unterscheidung unserer jeweiligen Beteiligung am Gespräch, sei es als in der Rolle des Sprechenden oder des Hörenden, die mit jedem *turntaking* zwischen den Dialogpartnern wechseln. Wenn man sich den anthropologischen Status der kommunikativen Dyade klar machen will, muss man die Bestimmung der traditionell so genannten ‚dritten Person‘ einbeziehen. Sie steht nicht für eine ‚Person‘, sondern stellt den Bezug her auf all das, *worüber* zwischen *ich* und *du* überhaupt gesprochen werden kann (*Textgrammatik der deutschen Sprache*, 1993, 87f.; siehe auch ders.: „Von der Leiblichkeit der Sprache“, in: *Sprache, das heißt Sprachen*, 2001, 3. Aufl. 2006). Erst die Auflösung der ‚Reihe‘ der Personalpronomina („erste, zweite, dritte Person“) und die kategoriale Trennung zwischen den Dialog*partnern* (*ich* und *du*) einerseits und all dem, wovon zwischen ihnen die Rede *ist* (*er sie es*) andererseits, macht den Blick frei auf die Voraussetzungen, unter denen der Dialog sich vollzieht.

Hier ist eine Abgrenzung gegenüber dem Diskurs der Naturwissenschaften hilfreich, zu dessen Methode es gehört, *ich* und damit auch *du* konsequent herauszufiltern. Ein Experiment muss von *jedem*, *immer und überall* identisch nachzuvollziehen und so zu überprüfen sein. Beim Dialog dagegen werden *meine* und *deine* individuellen Lebensgeschichten (unsere jeweiligen ‚Vorprägungen‘ und ‚Vorverständnisse’) nicht ausgeblendet, sondern vorausgesetzt. Das führt zu einer prekären Balance. Einerseits müssen wir davon ausgehen, dass uns das ‚Innere‘ unseres Gegenübers in seinen Inhalten nicht zugänglich ist, andererseits sind wir darauf angewiesen, uns Vorstellungen von ihm zu bilden, um gemeinsam handlungsfähig zu sein. Eben hier liegt die wohl größte Gefahr für jede ‚Beziehung‘ – dass wir die primäre Unzugänglichkeit des anderen, seine Singularität, nicht anerkennen und die Empfindlichkeit, mit der er sich gegen Übergriffe („Dich kenn ich!“) wehrt, einfach überrennen. (Auf den Begriff der *Projektion* wird noch zurückzukommen sein.)

Die körperliche Präsenz des Gegenübers trägt dazu bei, seine Eigenart vor der Vereinnahmung durch unsere Vorverständnisse zu schützen. Wir erleben einander deutlicher, da im gemeinsamen *Jetzt-und-Hier* alle Sinne beteiligt sind: Wir sehen, hören einander nicht nur, wir sind einander auch zum Anfassen nahe, und sind für einander – der emotional empfindlichste Sinn! – in Riechweite, mit allen Risiken, die das hat.

Noch eine andere Anregung Harald Weinrichs will ich aufnehmen: die Möglichkeit der deutschen Sprache, zwischen „Körper“ und „Leib“ zu unterscheiden. Während „Körper“ auf alle raumerfüllenden Objekte anwendbar ist, beziehen wir uns mit dem Wort ‚Leib‘ auf die „Lebensfunktionen“ („Von der Leiblichkeit der Sprache“, ebd., 19) – und das zuallererst des *eigenen* Körpers. (Alle Meditationstechniken, zumal was die Atemwahrnehmung angeht, machen von dieser Unterscheidung Gebrauch.) Angesichts der Symmetrie der *Gegenseitigkeit*, der charakteristischen Konfiguration des Dialogs, können wir zu der Einsicht kommen, dass auch das Verhältnis unseres Dialogpartners zu seinem Körper die Qualität der *Leib*-Erfahrung hat. Indem wir diese mit allen unseren Sinnen erleben, bleibt die ich/du-Differenz, die *Gegenseitigkeit* des kommunikativen Austauschs gesichert.

Erst dann wird deutlich, was wir im Dialog gewinnen, warum wir ihn suchen, ja auf ihn angewiesen sind. Er verschafft uns die Möglichkeit, uns der *eigenen Position*, unserer Haltung einem Problem, ganzen Problemkomplexen, ja der ‚Welt' gegenüber zu vergewissern. Die Position unseres Gegenübers wirkt dabei *orientierend* – als eine Art ‚beweglicher Navigationspunkt'. Festhalten kann ich mich daran nicht, aber ich kann beobachten, wie *du* dich bewegst. Und ich kann herauszufinden versuchen, was dich veranlasst, dich anders zu bewegen als *ich*. Dabei entfällt der Unterschied zwischen Zustimmung und Ablehnung. Unter dem Gesichtspunkt der Orientierung gilt beides gleich. Verstehen ist nicht an Zustimmung gekoppelt. Man kann, auch ohne Übereinstimmung in der Sache, verständigt sein – und das umso mehr, je mehr man in die je anderen Voraussetzungen/Vorerfahrungen (die Autobiographie) des Gegenübers Einblick gewonnen und sie zu akzeptieren gelernt hat.

Damit sind die entscheidenden Voraussetzungen für einen gelingenden Dialog angesprochen, die zugleich Bedingungen der *Selbstvergewisserung* sind: Aufmerksamkeit für *dich und mich* und Geduld – also Lebenszeit.

Wie sehr die Gegenseitigkeit unserer jeweiligen ‚Mitspieler' zu unserem Alltag gehört, kann man sich daran klar machen, dass alle Ballspiele und viele Brettspiele darauf beruhen. Wir können gar nicht anders, als den Gegenspieler ständig mitzusehen, mitzudenken, mit-einzuplanen. Beim Schachspiel zum Beispiel bilden bei meiner Vorbereitung auf den nächsten Zug meine Züge und die meines Gegenübers eine alternierende Sequenz. Die tiefste Wurzel aber der „kommunikativen Dyade“ dürfte im Bewusstwerden der Dialogik des Liebesspiels liegen. Damit ist nicht die Funktionalität der Zweigeschlechtlichkeit gemeint, die in Malereien und figürlichen Darstellungen seit rund zehntausend Jahren dokumentiert ist. Das, wovon hier die Rede ist, die begriffene Gegenseitigkeit in der Erotik, kann nur durch *sprachliche* Belege veranschaulicht werden, und die setzen sehr viel später ein.

Immerhin, in den Jahrzehnten um die Zeitenwende christlicher Zeitrechnung nach haben, angeregt durch griechische Vorbilder, die römischen Elegien-Dichter Catull, Tibull, Properz, und – als Erfinder des Anrede-Gedichts – Horaz (ebd., 284ff.) die Geschlechterbeziehung in ihrer Gegenseitigkeit versprachlicht. Als Beispiel soll eine Stelle aus der Horaz-Ode „ad Thaliarchum“ (I, 9) angeführt werden.

Ein Liebes-Vorspiel wird in Szene gesetzt, an dessen Ende der Mann dem Mädchen (*puella*), um das er wirbt, einen Ring vom Finger zu streifen versucht – als Versprechen auf mehr. Die Bewegung, mit der sie auf das Abstreifen reagiert, wird als *male pertinax* beschrieben. *pertinax* bedeutet ‚festhaltend', ‚sich sträubend', ‚widerstrebend'; *male* (von *malus*=schlecht) kann neben ‚ungenügend', ‚unangemessen' (‚zu viel' oder ‚zu wenig') auch ‚nicht sehr', ‚kaum' heißen. Derjenige, der die Szene erlebt, ist der Mann, aber das sinnlich-haptische Detail, das er wahrnimmt, nimmt er *an dem Mädchen* wahr und liest daraus ihre Motivation: Sie sträubt sich (nur), weil es zur Schicklichkeit gehört. Dass seine Deutung zutrifft, ergibt sich aus dem Text insgesamt. Es war das Mädchen, das ihn mit „erfreutem Lachen“ (einem „gratus risus“) begrüßt hat, und die Szene insgesamt ist Teil einer Phantasie, deren Thema die Freuden der Liebe sind. Kein Zweifel, in diesem Fall wollte die junge Frau, dass der Mann ihr Zögern als Konzession an das gesellschaftlich Erwartete durchschaut. Aber die Wendung *male pertinax* zeigt immerhin, dass schon vor über 2000 Jahren solche minimalen, nur *ertasteten* Signale wahrgenommen und Gegenstand von Deutung wurden. Zweifel und Täuschungsmöglichkeiten eingeschlossen.

Inzwischen haben Wissenschaftler ganz verschiedener Disziplinen sich mit dem Dialog beschäftigt. In sei-

nem Buch *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation* (2009, engl. Originalausgabe: *Origins of Human Communication*, 2008) beschreibt der Kleinkind- und Primatenforscher Michael Tomasello eine Form des Zeigegestus, der *nicht fordernd* – die fordernde bzw. „aufmerksamkeitsheischende" Variante kommt auch bei anderen Arten des Tierreichs vor –, sondern auf *Orientierung* aus ist: „Ich will, dass du siehst, was ich sehe!" Dieses kommunikative Vermögen/Verlangen ist offenbar längst in unser Genom eingegangen. Tomasello weist nach, dass der nicht fordernde Zeigegestus dem menschlichen Kleinkind schon im Alter von zwölf bis 14 Monaten verfügbar, also nicht erlernt, sondern *genetisch tradiert* ist. (Vgl. auch Svante Pääbo: *Die Neandertaler und wir* (2013) und D. K.: „Die Bezugnahme auf mich *selbst* und die *Selbst*regulierung organischer Einheiten. Zu einer Schnittstelle zweier Beschreibungssprachen", in: IZPP 2014, 1).

4 Der Dialog im *cyberspace*

In dem Wikipedia-Artikel zum Stichwort „Soziale Online-Netzwerke" (Stand 24. Juni 2014) findet sich folgende Formulierung dafür, wie sich im Netzbetrieb so etwas wie ein ‚Thema' überhaupt bildet. Es heißt dort, die Dialogteilnehmer seien „mit nichts anderem beschäftigt, als *gemeinsam eigene* Inhalte zu erstellen" (meine Hervorhebung, D. K.). Wahl und Bearbeitung der Inhalte geschieht nicht in erster Linie um einer Sachfrage willen, nicht um Argumente auszutauschen, und schon gar nicht, um zu einem Konsens in einer strittigen Problematik zu kommen, sondern wird dem Ziel der (Erzeugung von) „Gemeinsamkeit" unterstellt.

Der Befund ist doppeldeutig. Wenn man die Erfahrung von „Gemeinsamkeit" ausgerechnet unter den Einschränkungen sucht, die von den Geschäftsmodellen und Formaten der Netzbetreiber vorgegeben werden, nimmt man all die Gefahren in Kauf, denen der online-Dialog unterworfen wird. Aber das ist nur eine Seite der Problematik. Dass der Austausch mit *möglichst vielen* Dialogpartnern, aus *jedem* denkbaren Anlass und *jederzeit* gesucht wird, verweist auf ein Bedürfnis, das gerade unter den Bedingungen der *online-communities* nicht gestillt werden kann – was den Hunger auf mehr nur noch vergrößert. Die Folge: Ich versuche, um meine Chancen auf „Gemeinsamkeit" dadurch zu erhöhen, dass ich immer mehr von mir sage oder herzeige – und das immer mehr ‚Freunden' gegenüber.

Die Geschichte der *online*-Medien ist zwar kurz, aber sie dauert lange genug, um Trends im Verhalten ihrer Nutzer beobachten zu können. Diese Trends sollen am Beispiel von zwei Formaten besprochen werden, die in deutlichem Abstand zueinander entwickelt worden sind, die E-Mail und das SMS-Format. Jedes von beiden ‚antwortet' gleichsam auf ein *vorher* etabliertes Medium: die E-Mail auf den P-Brief (Post-Brief), indem sie dessen Tradition fortsetzt und abwandelt, das SMS-Format konkurriert – offenbar erfolgreich – mit dem mobilen Telefonieren, dessen Möglichkeiten durch die smartphones noch einmal erweitert worden sind.

Darin, dass E-Mail und *SMS* auf das Medium der Schriftlichkeit beschränkt sind, sind sie vergleichbar. Beide sind sie ‚asynchrone Medien', d. h. solche, die das Senden einer Nachricht und deren Empfang voneinander trennen. Zwischen Text und Gegentext tritt eine Zeitlücke, die unbestimmt ist, und in beiden Fällen bleibt fraglich, ob und wie der Empfänger den Text ‚zur Kenntnis genommen' hat. (Bei der E-Mail kann man feststellen, ob er ihn ‚empfangen' hat: eine Forderung nach einer Empfangsbestätigung kann vorgeschaltet werden, ohne die der Text nicht geöffnet werden kann.) Aber während die E-Mail über Computernetzwerke versendet wird (wobei sie inzwischen auf bestimmten Smartphones, z. B. dem iPhone, empfangen werden kann), geschieht der *SMS*-Austausch von einem *mobile phone* zu einem anderen und ist dabei den kommunikativen Bedingen der jeweiligen online community unterworfen.

Versucht man vom gegenwärtigen Zeitpunkt aus, eine Bilanz zu ziehen, wie die elektronischen (virtuellen) Medien den Dialog beeinflusst haben, fällt das Ergebnis ambivalent aus: Während die gute alte E-Mail den elektronischen Dialog eher befördert und erleichtert hat (für mindestens drei Generationen, zumal für die älteren, ist sie zum Einstiegsformat in den cyberspace geworden), scheint das SMS-Format ebenso viel zur *Vermeidung* des dialogischen Gegenübers beizutragen wie zu seiner Aktivierung.

4.1 E-Mail - der schnelle, undefinierte Brief

Als die E-Mail (die elektronische Post) entwickelt wurde, trat sie die Nachfolge des P-Briefs nicht direkt an. Dazwischen waren bereits andere ‚schnelle‘ Briefe erprobt worden: das Telegramm und dann, bereits digital übermittelt, das Fernschreiben, das Telex und das Fax.

„Als Erfinder von E-Mail über Rechnernetze gilt Ray Tomlinson“, ein Mitarbeiter bei dem Forschungsunternehmen Bolt, Beranek und Newman (BBN). Voraussetzung dafür war die Einrichtung einer Mailbox, ursprünglich nichts anderes als „eine Datei, die nur ein Benutzer lesen konnte“. Die erste E-Mail, die Tomlinsen Ende 1971 versandte, war die Mitteilung an seine Kollegen, „dass man nun Nachrichten übers Netzwerk senden konnte, indem man dem Benutzernamen des Adressaten das Zeichen „@“ und den Hostnamen des Computers anfügte“ (Wikipedia, Stichwort „E-Mail“, Stand 18. 10. 2014). Ich zitiere diese Details, um zu zeigen, wie beiläufig die E-Mail entstanden und wie wenig definiert sie ist. Zugleich ist im Verlauf der letzten Jahrzehnte deutlich geworden, dass sie am erfolgreichsten von allen elektronischen Kommunikationsmedien in die Tradition des Briefes eingerückt ist. Wie dieser ist die E-Mail in der Regel an *einen* Empfänger gerichtet (wenn dieselbe Nachricht an mehrere Empfänger gehen soll, müssen diese als Co-Adressaten in den *header*, den Kopf-Teil der Nachricht eingetragen werden). Auf diese unikale Gegenseitigkeit der Korrespondenzpartner beschränke ich mich auch hier bei dem Versuch, den Brief, dessen Tradition mehrere tausend Jahre alt ist und bei den Babyloniern und Ägyptern beginnt, mit der E-Mail in Verbindung zu bringen.

Für alle diejenigen, die sich verlockt fühlen, den Brief-Dialog in einen E-Mail-Dialog zu überführen, geht – wenigstens am Anfang – der stärkste Reiz von der Verkürzung des *turntaking*, des Hin-und-her-Taktes, aus. Dabei bleibt ungewiss, wie ‚schnell‘ mein Briefpartner antworten wird, aber ich meinerseits kann, wenn ich *dran* bin, ‚gleich‘ antworten. Und wenn ich meinen Brief abgeschickt habe, weiß ich, dass er, sobald ich die Sendetaste gedrückt habe, auch schon angekommen ist. Einmal in der Mailbox meines Partners, ist er am Ziel. Dieses briefähnliche Hin und Her ist ein Prozess, den wir gemeinsam und in gegenseitiger Feinabstimmung steuern. Es geht darum, den Zeittakt zu finden, der uns beiden passt, dass jeder so viel Spontaneität und Nachdenklichkeit einbringen kann, wie es ihm nahe liegt. Noch behauptet sich unter vielen Intellektuellen und Künstlern der Post-Brief. Aber die E-Mail klopft schon an. In ihrer eben erschienenen Briefsammlung haben der amerikanische Autor Paul Auster (z. B. *Winterjournal*, 2013) und der südafrikanische, jetzt in Australien lebende Nobelpreisträger John Coetzee sich darauf verständigt, dass sie bei dem guten alten Post-Brief bleiben wollten. Auf die Möglichkeit der E-Mail wird von Coetzee einmal der Frau von Paul Auster gegenüber, die einen E-Mail-Anschluss hat, in folgenden Worten Bezug genommen: „Ich hänge einen Brief an (...) Würdest Du ihn bitte ausdrucken und Paul geben? Ich schätze altmodische Briefe mit Briefmarken darauf außerordentlich, aber in diesem Fall habe ich das Gefühl, so lange außer Gefecht gewesen zu sein, dass ich die Energie des Internets einspannen muss“ (*Von hier nach da*, 2014, 23, siehe auch 37; englische Originalausgabe: *Here and Now*, 2013).

Erst allmählich, wenn wir uns die Zeit nehmen, uns an das neue Medium zu gewöhnen, treten andere Eigenarten der E-Mail zutage. Zuallererst wohl die Sorglosigkeit vieler E-Mail-Nutzer, was sprachliche Korrektheit, ja was den Umgang mit Sprache überhaupt angeht. Offenbar legt die Beschleunigung im *turntaking* auch eine Beschleunigung des Schreibvorgangs nahe. Sätze brauchen nicht zu Ende gebracht zu werden, Gedankengänge können sich in Richtung Telegrammstil verkürzen, stehen gebliebene Tippfehler scheinen lässlich zu sein, ja dazuzugehören. Sie werden der Lockerheit oder *coolness* des elektronischen Dialogs zugeschlagen. Diese Äußerlichkeiten stimmen darauf ein, dass die Netzkorrespondenz spontaner, weniger reflektiert, tendenziell auch unverbindlicher sein kann und mehr Spielraum für Einfälle bietet. Von all den Freiheiten kann Gebrauch gemacht werden oder nicht – man kann an der Korrektheit und Verbindlichkeit festhalten, die zum P-Brief gehören. Den jeweiligen Dialogpartnern bleibt es überlassen, herauszufinden, was ihrer Gegenseitigkeit am bekömmlichsten ist.

Schon diese Offenheits-Merkmale des Dialogs, die sich aus den Raum-Zeit-Verhältnissen der E-Mail-Korrespondenz ergeben, machen ihren nachhaltigen Erfolg plausibel: „Im Jahr 2012 verfügten insgesamt 3,375 Milliarden Menschen auf der ganzen Welt über einen aktiven E-Mail-Account“ (Wikipedia, ebd.). Andere Unbestimmtheiten, die entlastend wirken können, kommen hinzu. Sie betreffen Schreibanlässe ebenso wie Konstellationen der E-Mail-Partner.

Da immer mehr Menschen zum *keyboard* ein intimeres Verhältnis haben als zur eigenen Schreibhand, stellen Anlässe, die Handschriftlichkeit erfordern, ein Hemmnis dar. Bezeichnenderweise geht es um Schreibanlässe, die mit der leiblichen Gegenseitigkeit zu tun haben: wenn die Lebenszeit meines Dialog-Partners Thema wird (an seinem Geburtstag), wenn er körperlich leidet, womöglich sein Leben in Gefahr ist, wenn er einen nahen Angehörigen verloren hat. Einen solchen Brief auf dem keyboard schreiben, ihn ausdrucken und dann in die Briefpost geben? Wenn meine Beobachtungen und die besondere Selektion meiner E-Mail-Partner mich nicht täuschen, ist auch hier ein Wandel angebahnt. Wenn ich in solchen Fällen eine E-Mail schicke, gebe ich der Spontaneität, überhaupt der Affektreaktion den Vorzug gegenüber der gesellschaftlichen Konvention. Ich kann ja in solchen Fällen die sprachlichen Flüchtigkeiten vermeiden, und im Übrigen gibt es, wenn man spontan, im Sinne der Tradition korrekt und außerdem noch ästhetisch anspruchsvoll sein will, sogenannte Masken für Kondolenzschreiben, die einer Mail angehängt werden können.

E-Mail-Korrespondenzen werden in der Regel bei einem *face-to-face*-Treffen angebahnt, bei dem die Adressen ausgetauscht werden. Eher unüblich ist es, dass man – ähnlich wie bei der Telefonnummer – die E-Mail-Adresse über einen Dritten bekommt. Dieser würde vorher bei dem Betreffenden rückfragen, ob er mit der Weitergabe der Adresse einverstanden ist. Noch liegt, so meine Erfahrung, die Diskretionsschwelle bei der Weitergabe der E-Mail-Adresse eines Dritten höher als bei der postalischen. Hier wirkt eine ähnliche Scheu wie bei der Telefonnummer. Welche Faktoren auch immer dazu beitragen – nicht nur die Zahl der Korrespondenzen im Zeitalter der E-Mail scheint zu wachsen, auch eher unwahrscheinliche Dialog-Konstellationen bekommen eine Chance: ehemalige Liebespartner, alte Schulkameraden, schon fast vergessene Kollegen, Enkel einerseits, Opa/Oma andererseits, Neffe/Nichte und Onkel/Tante. Die Generationen-Grenze erhält eine neue Durchlässigkeit, ja ihre Überschreitung wird für beide Seiten zu einem – durchaus lustvollen – Abenteuer. Der Enkel, der den Großvater überredet hat, sich eine Mail-Adresse zuzulegen, der Großvater, der an eben diesen Enkel mit viel Bedacht seine erste E-Mail formuliert, der zum ersten Mal in seinem Leben, vermutlich nicht ohne Herzklopfen, die Sende-Taste drückt und Sekunden später eine Antwort hat - ein *smily*.

4.2 SMS – der Kampf um die Gegenseitigkeit

Die Unterschiede zwischen E-Mail einerseits, SMS andererseits ergeben sich dadurch, dass der Austausch über SMS in einem entscheidend höheren Maße definiert, ja vorbestimmt ist. Pointiert gesagt: Der SMS-Verkehr, wie er sich gegenwärtig vollzieht, unterliegt dem Interesse eines Dritten, das mit den Interessen der Dialogpartner nichts zu tun hat. Der Dritte ist der jeweilige Netzbetreiber, der mit seinem Geschäftsmodell den Dialograhmen für die von ihm verwaltete online community vorgibt. Sein Interesse ist finanzieller Natur. Der Markt für mediale Produkte boomt. Der SMS-Verkehr ist in den letzten Jahren zum „größten Ertragsbringer der Netzbetreiber" geworden (Wikipedia, Stichwort „SMS/ Short Message servive", 16. 10. 14), deren Geschäftsmodelle auf der Weitergabe der Teilnehmerdaten an Werbekunden beruhen.

Da das Format SMS deutlich später entstand als das der E-Mail, ist das Medium, zu dem SMS heute in Kontrast tritt, nicht der traditionelle Brief, sondern das mobile Telefonat, bei dem sich die Teilnehmer zwar an verschiedenen Orten befinden, aber in der *gleichen Zeit* bleiben. Der akustische Kanal sorgt dafür, dass sie, unabhängig von der räumlichen Distanz, ein Stück *Lebenszeit* gemeinsam verbringen. Das wird sinnlich-leibhaftig evident. So sind Veränderungen im Tonfall des Sprechenden Reaktionen auf das, was der Hörer selbst eben gesagt hat. Etwaige Pausen innerhalb des Sprechens oder beim turntaking (von der technischen Verzögerung bei Interkontinentalgesprächen sehe ich ab) sind ‚sprechende Pausen'. Wenn ich dagegen eine SMS absetze, entfällt wie bei Brief und E-Mail die sinnliche Evidenz der Gegenseitigkeit ganz.

Nun war die Entwicklung der Kommunikationsmedien seit der Verbreitung des Telephons, zuerst in Europa, Nordamerika und Japan, also seit rund einem Jahrhundert, darauf abgestellt, dieses Defizit zu kompensieren. Wir konnten einander in Echt-Zeit hören, wir können einander (dank *web-cam* und *skype*) zugleich auch sehen. Im Zuge dieser Entwicklung haben wir uns angewöhnt, immer und überall füreinander erreichbar zu sein. Und nun der, wenigstens auf den ersten Blick, befremdliche Befund, dass das SMS-Format nicht nur den absoluten Zahlen nach, sondern auch im Vergleich zum mobilen Telefonieren an Beliebtheit zuzunehmen scheint (ebd.). Was könnten die Gründe dafür sein, den Dialog in Echtzeit zu vermeiden, die Zeitlücke, die beim Austausch von SMS entsteht, in Kauf zu nehmen – womöglich sogar willkommen zu heißen?

An dem Format für SMS (short-message-service) wurde in Europa seit 1984 gearbeitet, die erste Version des endgültigen Standards 1989 verabschiedet. Dabei spielte Friedhelm Hillebrand von der damaligen Deutschen Bundespost eine Schlüsselrolle. Er war es, der für den Umfang von SMS einen historisch-pragmatischen Hintergrund fand, der statistisch zu belegen war. Er legte die Länge auf 160 Zeichen fest, weil er festgestellt hatte, „dass praktisch alle Postkarten und Telexe weniger als 160 Zeichen enthielten" (ebd.).

Wie kann man sich den Befund erklären, dass ausgerechnet ein Dialogformat, das in der Tradition des Austauschs von Postkarten steht, in diesen Jahren so erfolgreich wird – und wie geht dieser Befund damit zusammen, dass gleichzeitig die Zahl aller dialogischen Akte insgesamt, die über die virtuellen Medien vollzogen werden, rasant wächst? *Verkürzung*, *Stereotypisierung* des kommunikativen Akts einerseits und *Vervielfachung* der Akte sowie der Zahl der Dialogpartnerschaften andererseits scheinen in einem funktionalen Verhältnis zueinander zu stehen – dem der *Vermeidung* und der *Kompensation*. Ich halte sie für den Ausdruck der Ambivalenz, die vor allem junge Menschen heute in Sachen Dialogik erleben. Gründe dafür gibt es genug. Die Verständigung über „die Verhältnisse", wie Brecht das nennt, wird immer schwieriger, da sie objektiv immer komplexer werden. Nicht nur, wie bereits angedeutet, die Verständigung zwischen den Generationen wird heikler (‚nerviger'), wozu der beschleunigte Fortschritt der Medientechnologie nicht unerheblich bei-

trägt. Zu den Faktoren, die dabei im Spiel sind, gehören die neuen Möglichkeiten der Familienplanung, die Zwänge, denen Ehepartner durch die Veränderung des Arbeitsmarktes ausgesetzt sind, ebenso wie die entfesselte Verbreitung von Pornographie und ihre Zugänglichkeit für Kinder – auch das ein Medien-Effekt.

Vermeidung
Quantitativ gesehen ist die zeitliche Lücke zwischen Hin- und Her-Sprechen beim *face-to-face*-Dialog und dem Austausch durch SMS unerheblich, da man davon ausgehen kann, dass eingespielte SMS-Partner, jedenfalls zu den gewohnten Sprech-Zeiten, sofort, fast sofort, antwortbereit sind. Aber diese, und sei es noch so kurze, Verzögerung wirkt anders als die Nachdenklichkeitspause im direkten Dialog. Die Veränderung, die ich anziele, betrifft die Texte selbst, genauer: ihre Bezugnahme aufeinander, die sich als eine Lockerung der (Kon-)Sequenz des Dialogs bemerkbar macht.

Um ein naheliegendes Missverständnis zu vermeiden. Die im direkten Dialog ausgetauschten Hin-und-Her-Reden, jede einzelne für sich, können länger oder kürzer sein als Postkartentexte, und das, was ihre Genauigkeit ausmacht, ist nicht ihre interne gedankliche oder gar sprachlogische Kohärenz. Die Genauigkeit, um die es hier geht, ist die *Bezugsgenauigkeit,* die sich zwischen den dialogischen Äußerungen zwischen *dir* und *mir* ergibt. Dabei müssen zwei Gesprächsanteile ständig aufeinander abgestimmt werden, meine Selbstformulierung und meine Aufmerksamkeit für das, was mein Gegenüber *von sich* und zu mir sagt. Die Wachheit, Sorgsamkeit, Genauigkeit, die dabei zu mobilisieren sind, beanspruchen alle meine Vermögen auf einmal. Je mehr diese Gegenseitigkeit des ‚Wortwechsels‘ sinnlich unterfüttert wird, je mehr leiblich präsente Gegenseitigkeit ins Spiel kommt, desto besser. Nun fehlt beim Austausch über das SMS-Format nicht nur der optische Kanal, der mir die Gestik/Mimik meines Gegenüber zugänglich macht, sondern auch der akustische, der mit dem Ausdruck der Stimme des Partners auch noch die Erfahrung mit sich bringt, ein Stück Zeit als *Lebenszeit* gemeinsam zu haben: *du* sprichst und *ich* höre dich *jetzt*. Und eben diese rundum defizitäre Dialogbedingung wird zunehmend aufgesucht. Der Dialogbeitrag, den ich dir zu-simse, und der, den du mir zurück-simst, werden tendenziell zu Monologen. Dein mir übermittelter Text kann sich genau, weniger genau, er kann sich *irgendwie* oder (fast) gar nicht mehr auf den Text beziehen, der von *mir* abgeschickt wurde. Was beim unmittelbaren *face-to-face*-Dialog sofort Protest auslösen würde: „Davon habe ich nicht gesprochen!“, „Du wechselst das Thema!“, „Wovon redest du eigentlich?!“, geht beim *Simsen* – in der Regel – durch.

Eben diese Dialogsituation kann absichtsvoll aufgesucht werden. Sie bietet Vorteile, die man sich zunutze machen kann. Eine mögliche Motivation: Die Zeit-Lücke, die beim *turntaking* zwischen den SMS-Texten entsteht, kann dazu dienen, Dialogrisiken zu vermeiden.

Ich brauche auf etwas, das bei der *face-to-face*-Situation zu einer Meinungsverschiedenheit oder gar zu einem offenen Konflikt führen könnte, einfach nicht einzugehen. Ich kann mich auf das ohnehin schon Geklärte, gemeinsam Gesicherte beschränken. Ich kann mir den Gefallen tun, nur das – in meinem Sinn – Positive im Gegen-Text aufzugreifen, zu verstärken. Dialogziel Harmonie erreicht. Aber ich spare mir auch Aufwand und Risiken anderer Art, die beim Telefonieren unabweislich sind und besonders in zwei Gesprächsphasen auftreten: Anfang und Ende. Ich brauche nicht darauf zu achten, in welchem Tonfall du in die von mir telefonisch hergestellte Verbindung eintrittst, brauche aus der Stimmlage deines „Hallo?“ oder „Na du?!“ oder „Ach, du bists!“, nicht herauszufinden, ob *du* gerade in der Stimmung bist, *dich* auf *mich* einzulassen. („Wo erreiche ich dich gerade?“ – „Störe ich?“– „Wirklich nicht? Bei der Masse von Freunden, die du hast!“) Und das Ende: Wenn das Hin und Her wieder einmal nichts, aber auch gar nichts gebracht hat, die übliche Verstrickung,

beide, du sogar noch früher als ich, waren wieder mal total genervt, aber keiner, du schon gar nicht, kann sich aufraffen, endlich Schluss zu machen – einfach die Taste mit dem roten Telefonhörer drücken?

Am wirkungsvollsten vermeide ich das Risiko des Dialogs, wenn ich mich auf Partner spezialisiere, denen ich *face to face* nie begegnet bin. Was an sinnlich beglaubigten Erfahrungen fehlt, wird durch Vorstellungen ersetzt. Die Erfahrungsleere bildet eine ‚weiße Wand‘, auf der meine Phantasien über dich erscheinen können. In der Psychologie spricht man in diesem Zusammenhang von Projektion. Es sind die eigenen Wünsche, Bedürfnisse, Begierden, die man dem anderen zuschreibt. In diesen Projektionen kommen *beide* vor, in den Beziehungen und Interaktionen, in denen derjenige, der die Projektionen erzeugt, sich und das Gegenüber zusammenführt, aber sie kommen nicht zur Sprache. In einem *face-to-face*-Dialog besteht wenigstens die Möglichkeit, dass die (Selbst-)Täuschung manifest wird – wenn mein Gegenüber nicht so mitspielt, wie ich es erwartet habe. Ich wäre dann genötigt, meine Vorstellungen von *mir und dir* zu ändern. Im medienvermittelten Dialog gerät alles unter meine Regie. Der Dialogpartner wird zu einer *Figur* im cyber space – das heißt *in mir*. Mein Dialogpartner braucht sich gegen meine Projektionen auf ihn nicht zu wehren, da er sie nicht erfährt, und ich selbst erspare mir das Risiko, zugleich mit meiner Vorstellung von dem virtuellen Gegenüber auch mich selbst in Frage stellen zu müssen.

Die Medien-Psychologie, die hier nicht selbst Thema ist, kann immerhin den Blick öffnen auf das Interesse des *Dritten*, des Nutznießers *meines* medialen Dialogs mit *dir*.

Die freiwillige und zielstrebige Vermeidung der leibhaftigen Begegnung erzeugt einen Informationsmangel und dieser ein Informationsbedürfnis, das wiederum über das Medium zu bedienen ist. Man tauscht Informationen aus, nennt seine seine Vorlieben, Hobbys, Interessen, erzählt aus dem Alltag, schickt Fotos und lässt sich von deren Wirkung auf den Partner stimulieren – bis zur Nacktheit. Mit einem Wort gesagt: man erzeugt *Daten*. Einmal im Netz, sind sie für den Dritten, der sie übermittelt, Gold wert, ob die Firmen facebook heißen, twitter oder instagram und die Individuen im Hintergrund Zuckerberg oder sonstwie. (Dazu, was allein mit den Fotos passieren kann, die man – ohne an das Netz zu denken – mit seinem Smartphone schießt, siehe den Artikel „Unheimlich nützlich“ von Michael Moorstedt, *Süddeutsche Zeitung* vom 20. Oktober 2014, 11.)

Kompensation?

Um es vorweg zu nehmen: eine Kompensation dessen, was der Dialog face to face leistet, gibt es im *cyberspace* nicht. Aber das Bedürfnis nach Verständigung und der dadurch möglichen Selbstvergewisserung bleibt. Es scheint sogar zu wachsen.

Ein Versuch, das Defizit auszugleichen, kann man darin sehen, dass die Zahl der medialen Partnerschaften und die Zahl der *messages*, die hin- und hergehen, sich vervielfacht und immer weiter steigert. Aber je mehr, und das heißt zugleich: kürzere Dialoge man führt, desto mehr verliert jeder kommunikative Akt an Bedeutung. Bezeichnend für die Stereotypie und Beiläufigkeit der Texterzeugung sind die standardisierten Abkürzungen: „rofl“ (rolling on the floor laughing), „omfg“ (oh my fucking god), „n1“ (nice one) (zitiert nach Jörg Schindler: „Der Uhr-Mensch“, in: DER SPIEGEL 36, 2014, 115f.). Je einförmiger ich mich ausdrücke, desto mehr *messages* kann ich absetzen, desto mehr Freunde bediene ich, desto mehr bin ich öffentlich präsent. Ein zirkulärer Prozess. Sicher, auch inmitten des *Gesimses*, *Gepostes*, *Getwitters* kann man jemanden finden, mit dem der Austausch sich lohnt, so dass er sich fortsetzt und sich in *face to face*-Begegnungen stabilisiert. „Liebe in Zeiten der Cholera“ – Dialog im cyberspace. Besser als Verstummen ist twittern, posten, simsen allemal.

Aber der hier diskutierte Wandel ist längst von einem anderen, allgemeineren Wandel erreicht und – teilweise – vereinnahmt worden. Die elektronischen Medien insgesamt, in jedem ihrer akustischen, bildlichen, schriftlichen Formate, empfangbar überall und jederzeit auf irgendeinem der untereinander vernetzten K-Maschinen, sind selbst zum *Gegenüber* für ihre Nutzer geworden. Dieses Gegenüber ist nicht auf Gegenseitigkeit angelegt. Wir liefern uns ihm aus und lassen uns unterhalten, ablenken, entführen aus dem Alltag, der uns seinerseits, so kann es scheinen, zu nichts anderem anregt, als ihn so oft und so lange wie möglich zu verlassen. Inmitten dieser Mediennutzung sind die Dialoge mit individuellen Gesprächspartnern und Programme nur Episoden.

Im Alltagsdialog wird dabei eine Trennlinie besonders scharf und besonders oft gezeichnet: die ‚älter/jünger'-Grenze. Heute können schon ältere Geschwister oder ältere Schuljahrgänge ‚alt' sein. Für die Nutzer der allerneuesten K-Maschinen, der allerneuesten Bildschirmtechniken und der allerneuesten Computerspiele ist die Welt derer, die ältere Geräte benutzen, überlebt. Dieser ‚Dialog' hat keinen Anfang und kein Ende. Der Ausstieg aus einer Mediennutzung und der Übergang in eine andere hinterlässt im gelebten Leben keine Spur. In der Konkurrenz um die Aufmerksamkeit für das, was gerade *jetzt und hier* geschieht, ist die Mediennutzung insgesamt gefährlicher als der mediale Dialog mit einem individuellen Partner. Die Zeit, die wir einem *screen* gegenüber verbringen, ist virtuelle Zeit. Sie beschleunigt die Lebenszeit, weil sie als Lebenszeit fehlt. Hartmut Rosa hat in seinem eben erschienenen Buch *Beschleunigung und Entfremdung* (2014) das gleiche Paradox beschrieben: *Weil* wir zu einer Selbstvergewisserung nicht kommen, vermeiden wir alles, was uns dazu verhelfen könnte.

Dieser Problemhorizont lässt sich durch das Nachdenken über die menschliche Sprachverwendung nicht erschließen. Die Frage: Wie vergewissere ich mich meiner selbst? („Wer bin ich und wenn ja wie viele?") und die Frage: Wie kann ich mich mit meinem Dialogpartner über die gemeinsame Welt verständigen?, sind nicht zu trennen.

Der gegenwärtige deutsche Außenminister, der kein Mann des Pathos ist, auch des negativen Pathos nicht, hat einem Shakespeare-Zitat (Hamlet I,5), das längst zu einer Redewendung verblasst ist, zu Aktualität verholfen: Die Welt ist „aus den Fugen". Eine leere Floskel, in ein hergehaltenes Mikrophonbüschel gesagt. Aber sie füllt sich damit, was für jeden von uns heute, weltweit, Alltag ist: die Gleichzeitigkeit von Putin/Ukraine, Ebola, IS, die begrenzten Ressourcen und der Wachstumszwang, die Risiken der Finanzmärkte, Klimawandel, die Gotteskrieger und die Frauen, Mann/Frau im „Westen", wenn die Pornographie immer mit im Bild ist, usf.

Die Menschenwelt ist, wie sie geworden ist, *neu* in jedem einzelnen Augenblick. Aber eine Konsequenz der Evolution tritt in diesen Jahren der Beschleunigung immer deutlicher zutage: Da die *gemeinsame* (globalisierte) Welt immer schwerer überschaubar wird, ist immer weniger darin mit Aussicht auf Konsens *verhandelbar*. Das kann bedrückend wirken. Besonders die Verhandlungen im Weltsicherheitsrat und auf den Weltklimagipfeln lasten auf dem Gespräch über Gott und die Welt. „Worüber lohnt es sich denn noch zu sprechen?!" Aber sprechen muss man immer über irgendwas.

Literaturverzeichnis

Auster, Paul/Coetzee, John: *Von hier nach da*, 2014 (engl. Originalausgabe: *Here and Now*, 2013).
Boie, Johannes: „Die Schweigespirale“, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 6. 10. 14, 9.
Grice, Paul: „Logic and Conversation“ in: P. Cole/J. Morgan Hgg.: *Syntax and Semantics* 3, 1975, 41–58.
Krusche, Dietrich: *Das Ich-Programm*, 2010.
Krusche, Dietrich: „Die Bezugnahme auf mich *selbst* und die *Selbst*regulierung organischer Einheiten. Zu einer Schnittstelle zweier Beschreibungssprachen“, in: IZPP 2014, 1.
Moorstedt, Michael: „Unheimlich nützlich“, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 20. Oktober 2014, 11.
Relotius, Claas: „Das hässliche Entlein“, in: DER SPIEGEL 36/2014, 47.
Rosa, Hartmut: *Beschleunigung und Entfremdung* (2014).
Schindler, Jörg: „Der Uhr-Mensch“, in: DER SPIEGEL 36, 2014, 115f.
Tomasello, Michael: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, 2009 (engl. Originalausgabe: *Origins of Human Communication*, 2008).
Weinrich, Harald: *Textgrammatik der deutschen Sprache*, 1993, 87f.
Weinrich, Harald: „Von der Leiblichkeit der Sprache“, in: *Sprache*, *das heißt Sprachen*, 2001, 3. Aufl. 2006, bes. 18f.
Wikipedia: Stichwort „E-Mail“, Stand 18. 10. 2014.
Wikipedia: Stichwort „facebook“, Stand 17. 10. 2014.
Wikipedia: Stichwort „SMS“, Stand 16. 10. 14.
Wikipedia: Stichwort „Soziale Online-Netzwerke“, Stand 24. Juni 2014.

Zum Autor

Prof. Dr. Dietrich Krusche, geboren 1935, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik; Lektor für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Ceylon und an der Universität Okayama, Japan; 1982–1997 Professor für Interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München. Zuletzt sind erschienen: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person*, 2010; *Nizza und ich. Erzählung,* 2012.
Kontakt: kruschedg@club-internet.fr